



Pressezentrum

Sperrfrist:	6. Juni 2015 09.30 Uhr
Projekt:	Bibelarbeiten am Samstag
Veranstaltung:	Dialogbibelarbeit
Zeit, Ort:	Sa. 09.30 – 10.30, Zelthalle 12, Cannstatter Wasen (948 Q31)
Referent/in:	Anne Schneider, Lehrerin i.R., Berlin Dr. h.c. Nikolaus Schneider, Ratsvorsitzender a.D. Ev. Kirche in Deutschland (EKD), Berlin

Klug ist, wer Gottes Nähe auf Erden erwartet und wahrnimmt!

Lebensfragen, die uns klug machen:

Wann haben Sie aufgehört zu meinen, dass Sie klüger werden, oder meinen Sie's noch?

Wissen Sie in der Regel, was Sie hoffen?

Können Sie ohne Hoffnung denken?

Hoffen Sie auf ein Jenseits?

Wonach richten Sie Ihre täglichen Handlungen, Entscheidungen, Pläne, Überlegungen usw., wenn nicht nach einer genauen oder vagen Hoffnung?

(aus Max Frisch, Tagebuch 1966–1971, suhrkamp taschenbuch 4242, S. 10 und S. 179–182)

I. 9.30 – 9.37 Begrüßung und Vorstellung

I.1. Vorstellung von Anne und Nikolaus Schneider und von HABAKUK (NN)

I.2. Lebensfragen, die uns klug machen (Anne)

„Wieso, weshalb, warum – wer nicht fragt, bleibt dumm!“

Ich denke, den meisten von uns ist diese Lebensweisheit der Sesamstraßenmelodie seit Kindheitstagen vertraut. Und wir haben inzwischen wahrgenommen, dass diese Weisheit auch für Erwachsene gilt: Klugheit wächst und zeigt sich dadurch, dass wir **Fragen stellen**. Und dass wir „**In-Frage-Stellen**“, was als *unumstößliche Wahrheit* oder als *alternativlos* behauptet wird – in politischen und theologischen Zusammenhängen ebenso wie in privaten Lebensbezügen.

Für Lebensfragen können wir keine abschließenden Antworten im Lexikon nachschlagen oder in unserem Laptop „googeln“.

Es geht um Fragen, die man nicht mit dogmatischen Lehrsätzen beantworten kann.

Um Fragen, die nach dem Erzählen von Lebensgeschichten und Gleichnissen verlangen.

Es geht um Fragen, die uns in lebenslange Gespräche verwickeln: in Gespräche mit uns selbst, in Gespräche mit Freundinnen und Freunden, in Gespräche mit Gott.

Eine entscheidende Lebensfrage, die uns Menschen in unterschiedlicher Intensität und mit unterschiedlichen Akzentsetzungen ein Leben lang begleitet, ist die Frage nach einer Hoffnung über unsere Todeserfahrungen hinaus:

Wie kann ich leben und sterben in der Gewissheit: Ich bin niemals allein. Ich bin aufgehoben und geborgen in der Liebe von Menschen und von Gott – gerade angesichts des Todes und sogar durch den Tod hindurch?

Diese „große Frage“ müssen wir alltäglich herunterbrechen in kleinere und konkretere Fragen, „damit wir klug werden“ und damit diese Klugheit uns hilft, „selig“ – also in der Gewissheit von Gottes Geleit – zu leben und zu sterben.

Für mich war und ist der Schweizer Schriftsteller Max Frisch ein anregender „**Fragen-Lehrer**“. Also ein Mensch, der mir immer wieder neue Anregungen und Impulse gibt für wichtige Lebensfragen und für Gespräche, die nicht nur an der Oberfläche meiner Existenz kratzen.

Fünf Fragen von Max Frisch an Sie und an uns sollen gleichsam eine Begleitmelodie für diese Bibelarbeit sein und uns – hoffentlich! – ein wenig klüger machen:

„Wann haben Sie aufgehört zu meinen, dass Sie klüger werden, oder meinen Sie's noch?“

„Wissen Sie in der Regel, was Sie hoffen?“

„Können Sie ohne Hoffnung denken?“

„Hoffen Sie auf ein Jenseits?“

„Wonach richten Sie Ihre täglichen Handlungen, Entscheidungen, Pläne, Überlegungen usw., wenn nicht nach einer genauen oder vagen Hoffnung?“

(aus Max Frisch, Tagebuch 1966–1971, suhrkamp taschenbuch 4242, S. 10 und S. 179–182)

II. 9.37 – 9.45 Liturgischer Beginn

II.1. Lied: (HABAKUK)

II.2. Psalm und Gebet (Nikolaus)

Mit Psalm 90 bekennen wir:

*„Herr, du bist unsere Zuflucht für und für.
Ehe denn die Berge wurden und die Erde und die Welt geschaffen wurden,
bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit.*

Der du die Menschen lässt sterben und sprichst: Kommt wieder, Menschenkinder!

...

Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.“

(Psalm 90,1–3.12)

Lasst uns beten:

Du, unser Gott,
lehre uns die Einsicht in die Vergänglichkeit unseres irdischen Lebens und Gestaltens
und bewahre uns die Hoffnung auf unvergängliches Leben bei Dir.

Begleite unser Fragen und Nachdenken heute Morgen.

Dein Geist inspiriere unseren Geist,
damit offene Lebensfragen uns nicht in zerstörerische Zweifel oder in Verzweiflung treiben.
Damit sie uns in dem Lebens-notwendigen Gespräch halten, miteinander und mit Dir.

Dein Geist inspiriere unseren Geist,
damit wir klug werden und achtsam umgehen
mit uns selbst, mit unseren Nächsten, mit Deiner Schöpfung.

Amen

III. 9.45 – 10.10 Bibelarbeit Teil 1:

„Wir kommen alle, alle in den Himmel...“ – schön wär's.

Wär's wirklich schön?

Das Gleichnis von den zehn jungen Frauen hat eine andere Botschaft.

III.1. Jesu Gleichnisse laden uns ein zum Fragen, Reden und Diskutieren – eine dankbare Erinnerung an Luise Schottroff (Anne)

Am 8. Februar dieses Jahres starb Luise Schottroff.

Für viele von uns war und ist sie eine inspirierende theologische Lehrerin, gerade auch mit ihren Bibelarbeiten auf Kirchentagen und gerade auch durch ihre Art „feministische Theologie“ zu treiben.

Feministische Theologie war für Luise Schottroff keine unpolitische „Spielwiese“ für unausgelastete und/oder von Männern frustrierte Frauen. Luise Schottroffs feministische Theologie war sozialgeschichtlich fundiert, befreiungstheologisch ausgerichtet und im christlich-jüdischen Dialog verankert. In Bindung an und in Auseinandersetzung mit der biblischen Tradition trat sie ein für die Befreiung von unterdrückenden Rollenfixierungen und von zerstörerischen Strukturen in unseren je aktuellen und konkreten Kontexten. Sie glaubte und sie lehrte uns die Nähe Gottes als eine Kraft, die Menschen dazu ruft und stärkt, schon hier und schon jetzt dem Unrecht und der Gewalt zu widerstehen.

Christliche **Hoffnung** war nach einem Bericht von Claudia Janssen für Luise Schottroff selbst im Angesicht ihres nahenden Todes eine Lebenshaltung, die sich ganz wesentlich auf das „**Leben hier und jetzt**“ richtet. (vgl. dazu Claudia Janssen, Eine Begegnung mit Luise Schottroff im Angesicht des nahenden Todes, *Zeitchichen* 11, 2014). Mit ihrer Lehre und mit ihrem Leben machte sie uns deutlich:

Das Evangelium bezeugt eine Hoffnung, die unsere irdische Gegenwart und unsere himmlische Zukunft zusammenbindet.

In Jesus Christus **ist** Gottes Reich auf unserer Erde schon angebrochen.

Und mit dem wiederkommenden Christus **wird** sich Gottes Reich vollenden.

Gott **ist** uns nahe, schon hier und schon jetzt, trotz und inmitten aller Todeserfahrungen.

Gott **wird** uns nahe sein und nahe bleiben, durch den Tod hindurch und jenseits des Todes.

Glücklich lebt, wer Gottes Nähe schon auf Erden wahrnimmt und auch im Sterben und nach dem Tod erwartet!

Um eine Hoffnung, die unser Leben diesseits und jenseits des Todes im Blick hat, ging es Luise Schottroff auch bei ihren sozialgeschichtlichen Auslegungen der Gleichnisse Jesu (vgl. Luise Schottroff, *Die Gleichnisse Jesu*, Gütersloh 2005).

Jesu Gleichnis-Erzählungen versteht sie als „*stilisierte und fiktive Zusammenfassungen von Alltagserfahrungen*“, die oft auch als ein Gegenbild zum Wirken Gottes zu deuten sind. Die Hörenden sind zu einem **kritischen Vergleichen** und nicht einfach zum **Gleichsetzen** vom Reich Gottes mit unserer Menschenwelt aufgefordert. Für Luise Schottroff gaben die Gleichnisse Jesu den Menschen schon damals keine eindeutigen und festgeschriebenen Antworten auf die Fragen „*Wie erfahren Menschen die Nähe Gottes in ihrem Alltagsleben?*“ und „*Wie wird Gott am Ende über uns Menschen urteilen?*“.

Vielmehr luden und laden uns die Gleichnisse Jesu ein zu einem offenen Nachdenken, Fragen, Reden und Diskutieren über ein von Gott gesegnetes Leben und Sterben.

Über ‚*genaue und vage Hoffnungen*‘, die – um eine Frage von Max Frisch aufzunehmen – unsere ‚*täglichen Handlungen, Entscheidungen, Pläne und Überlegungen*‘ ausrichten.

Über eine Hoffnung, die sich aus Gottes Nähe speist, die schon jetzt unsere Wirklichkeit bestimmt und zugleich über unseren Tod hinausweist.

Lassen wir uns also jetzt von dem Gleichnis über die ‚*klugen und törichten Jungfrauen*‘ dazu einladen „*mit und über Gott zu sprechen*“ (a.a.O., S.295) und dabei ein Stück klüger zu werden.

III.2. exegetische Anmerkungen und Gedanken zum Text Matthäus 25, 1–13 (Nikolaus)

An Luise Schottroffs grundlegendem Werk „*Die Gleichnisse Jesu*“, aus dem Du eben zitiert hast, schätze ich ganz besonders, dass sie deutlich macht:

Eine angemessene Auseinandersetzung mit Jesu Gleichnissen verlangt auch nach historisch-kritischen und sozialgeschichtlichen Kenntnissen! Nicht um offene Fragen und Kontroversen abzuwürgen, sondern um unseren Blick auf das zu fokussieren, was Jesus und was die Evangelisten den Menschen sagen wollten.

Meinen folgenden exegetischen Anmerkungen und Gedanken zum Bibelarbeitstext geht es um das, was Luise Schottroff wichtig war: Um eine Einladung zum Fragen, Reden und Diskutieren über das Wirken des uns **schon jetzt** nahe gekommenen Gottes, über unsere Hoffnung auf Gottes Nähe diesseits und jenseits unseres Todes und über die Konsequenzen unseres Glaubens und Hoffens für unser gegenwärtiges und alltägliches Leben.

Das Gleichnis „*Von den klugen und törichten Jungfrauen*“ wird uns allein im **Matthäusevangelium** überliefert. Dieses Evangelium reflektiert das Leben von **judenchristlich** geprägten Gemeinden, also das Leben Tora-treuer Jüdinnen und Juden, die Jesus als den Messias Israels glaubten. Sie verstanden ihre Gegenwart als eine Zeit, die in ganz naher Zukunft auf das Ende dieser Welt zuläuft. Für sie war klar: Sie lebten am Ende der Zeit.

Es herrscht Uneinigkeit unter den Exegeten über die Frage, ob die matthäischen Gemeinden sich noch unangefochten als Teil des Judentums verstanden oder ob diese Gemeinden ihre Identität schon im Prozess der Trennung zwischen jüdischen und christlichen Gemeinden fanden. Ich halte diese Frage für nicht entscheidbar. Ebenso wie die Frage, in wie weit der Text des Gleichnisses auf Jesus selbst zurückgeht (Exegeten wie Ulrich Lutz halten das für wahrscheinlich), bzw. wo und wie der Evangelist redaktionelle Änderungen an einer ursprünglichen Jesus-Erzählung vorgenommen hat.

Wichtig ist mir, dass die Theologie des Matthäusevangeliums Ausdruck **judenchristlichen Denkens und Lebens** ist und sich bis auf die Beantwortung der Messias-Frage ganz in den Kontext jüdischer Theologie der Zeit Jesu einordnen lässt.

Das Gleichnis „Von den klugen und törichten Jungfrauen“ ist Teil der fünften Rede Jesu in diesem Evangelium, in der Lutherübersetzung überschrieben mit: „**Jesu Rede über die Endzeit.**“

Dem Gleichnis gehen Ankündigungen Jesu über das Ende des Tempels und Beschreibungen der „Wehen“ der Endzeit voraus:

Verwirrung der Geister, Mord und Totschlag, Krieg und Hungersnöte, Erdbeben, Verrat, Hass, Ungerechtigkeit und das Auftreten falscher Propheten werden die Gemeindeglieder in Bedrängnis bringen. Aber – und das ist der Trost –, das sind „nur“ Wehen, die der Geburt einer neuen Zeit vorausgehen. „Nur“, weil sie begrenzt sind und mit dem Kommen des wiederkommenden Christus als Messias und Weltenrichter ein baldiges Ende finden werden. Dennoch aber tun diese Wehen jetzt **weh** und müssen in Bindung an Gottes Wort und Weisung überstanden werden. Alles kommt darauf an, wachsam und bereit für das Wiederkommen Christi zu sein – auch wenn der genaue Zeitpunkt unbekannt bleibt.

Der Beschreibung und der Einübung einer diesen verwirrenden Zeiten angemessenen Lebensweise und Lebenshaltung dienen drei Gleichnisse: „Vom treuen und vom bösen Knecht“ (Mt. 24, 45-51), „Von den klugen und törichten Jungfrauen“ (Mt. 25, 1-13) und „Von den anvertrauten Zentnern“ (Mt. 25, 14-30). Die gesamte Reflexion über die Endzeit läuft auf die Beschreibung des „Weltgerichtes“ (Mt. 25, 31-46) zu, in der die vorher geforderten Verhaltensweisen in den Werken der Barmherzigkeit konkretisiert werden. Gerade im Blick auf unsere **zukünftige** Gemeinschaft mit Gott kommt es darauf an, **hier und jetzt** Hungernde zu speisen, Einsame zu besuchen und Flüchtlingen eine Heimat zu geben.

Die Rede Jesu über die Endzeit nimmt eine Frage auf, die dem Matthäusevangelium in besonderer Weise am Herzen liegt:

Wie können sich Christinnen und Christen in der verwirrenden und oft bedrückenden Situation dieser Endzeit behaupten?

Oder um eine Lebensfrage von Max Frisch auf dieses Gleichnis zuzuspitzen:

Wonach sollen Christinnen und Christen ihre täglichen Handlungen, Entscheidungen, Pläne, Überlegungen richten, wenn nicht nach der Hoffnung auf das Wiederkommen Christi?

Hören wir mit dieser Fragestellung jetzt das Gleichnis „Von den klugen und törichten Jungfrauen“ nach der Übersetzung Martin Luthers:

*„Dann wird das Himmelreich gleichen
zehn Jungfrauen, die ihre Lampen nahmen und gingen hinaus, dem Bräutigam entgegen.*

> Einrede Anne: Luise Schottroff würde hier übersetzen:
Vergleicht das Himmelreich mit zehn Jungfrauen,
die ihre Lampen nahmen und gingen hinaus, dem Bräutigam entgegen ...

*Aber fünf von ihnen waren töricht und fünf waren klug.
Die törichten nahmen ihre Lampen, aber sie nahmen kein Öl mit.
Die klugen aber nahmen Öl mit in ihren Gefäßen, samt ihren Lampen.*

*Als nun der Bräutigam lange ausblieb, wurden sie alle schläfrig und schliefen ein.
Um Mitternacht aber erhob sich lautes Rufen:
Siehe, der Bräutigam kommt! Geht hinaus, ihm entgegen!
Da standen diese Jungfrauen alle auf und machten ihre Lampen fertig.*

*Die törichten aber sprachen zu den klugen:
Gebt uns von eurem Öl, denn unsere Lampen verlöschen.
Da antworteten die klugen und sprachen:
Nein, sonst würde es für uns und euch nicht genug sein;
geht aber zum Kaufmann und kauft für euch selbst.*

*Und als sie hingingen zu kaufen, kam der Bräutigam;
und die bereit waren, gingen mit ihm hinein zur Hochzeit, und die Tür wurde verschlossen. Später kamen auch
die anderen Jungfrauen und sprachen: Herr, Herr, tu uns auf!
Er antwortete aber und sprach: Wahrlich, ich sage euch: Ich kenne euch nicht.*

Darum wachet! Denn ihr wisst weder Tag noch Stunde.“

Das Gleichnis erzählt eine Geschichte, deren Rahmen der Zuhörerschaft nachvollziehbar, weil in den Abläufen bekannt war. Wenn Hochzeit im Dorf gefeiert wurde, dann versammelten sich junge, unverheiratete Frauen im Haus der Braut. Sie warteten mit ihr auf den Bräutigam und begleiteten sie ins Haus des Bräutigams, sobald

dieser kam, um die Braut in sein Haus zu holen. Dort feierte dann das ganze Dorf – in der Regel aber wohl mit einer offenen Tür auch für verspätete Gäste...

Diese für die erzählte Situation einer dörflichen Hochzeit verfremdete Schlusszene hat eine erschreckende und verstörende Botschaft:

Es gibt eine verschlossene Tür und ein endgültiges „Zu spät“.

Wer kein Öl hat, um seine Fackeln zum Leuchten zu bringen und am Brennen zu halten, der kann die Teilnahme an dem großen Fest des wiederkommenden Christus endgültig verpassen.

Die jungen Frauen – die törichten wie die klugen – repräsentieren Gemeindeglieder, die jetzt auf das Kommen ihres Herrn warten. Zwei Verhaltensweisen werden dabei in dem Gleichnis gegenübergestellt:

> **Die einen – die klugen – waren umsichtig** und haben genügend Öl dabei, um ihre Fackeln auch nach langem Warten auf dem Hochzeitszug brennen zu lassen.

Die „Lampen“ im Gleichnis waren „Fackeln“: Mit Öl getränkte Lappen wurden um Stangen gewickelt oder in einem Behältnis auf einem Stock getragen.

> **Die anderen – die törichten – waren sorglos** und haben kein Öl dabei, ihre Fackeln sind erloschen, sie müssen neues Öl besorgen, verpassen dadurch den Hochzeitszug und bleiben bei der Feier ausgeschlossen.

In der Erzählung selbst ist das nur schwer erträglich: das unsolidarische Verhalten der einen Gruppe der anderen gegenüber. Sozialgeschichtliche Exegese erkennt hier eine harte Konkurrenz junger Frauen auf dem „Heiratsmarkt“, wenn es darum geht, sich als klug, tüchtig und begehrenswert darzustellen – und das auf Kosten anderer.

Es ist vor einer Auslegung zu warnen, die sich selbst mit den „Klugen“ zu Lasten der „Törichten“ identifiziert und diese auch mit Namen zu nennen weiß. In der Geschichte der christlichen Kirchen ist das immer wieder geschehen, etwa durch die Identifikation der Törichten mit der Synagoge und der Klugen mit der Kirche – mit bekannten Folgen.

Die Metaphern, also die Bildworte des Gleichnisses, sind aus der jüdischen Tradition heraus zu verstehen:

Die Tora ist die von Gott geschenkte Lichtquelle für den Lebensweg von uns Menschen.

So heißt es in Psalm 119: *„Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Weg.“* (Psalm 119, 105).

Das „Öl“, das die Fackeln zum Leuchten bringt und für das wir Menschen Verantwortung tragen, ist das Befolgen der Gebote der Tora, also die tätige Frömmigkeit der Glaubenden. Bei Matthäus heißt es in der Bergpredigt Jesu: *„So lasst euer Licht leuchten vor den Leuten, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.“* (Mt. 5, 16)

„Wachsamkeit“ bedeutete in diesem Zusammenhang nicht die Vermeidung von Schlaf – denn auch die Klugen sind ja eingeschlafen. Wachsamkeit bedeutet vielmehr die Lebensbindung an die Weisungen Gottes und zeigt im *Tun des Gerechten* die Bereitschaft für das Kommen des Herrn.

Für das Öl vorsorgen heißt also für die Nachfolgerinnen und Nachfolger Jesu: im ganz gewöhnlichen Alltag Gerechtigkeit und Barmherzigkeit tun und gerade die bedrängten und ärmsten Glieder der Gemeinschaft so sehen, als seien sie Jesus in unserer Mitte.

Jesus lenkt mit seiner Rede über die Endzeit die Hoffnungen seiner Nachfolgerinnen und Nachfolger auf das Leben **vor und nach** ihrem Tod:

Es geht darum, Gottes Nähe schon in unserem irdischen Leben wahrzunehmen und ernst zu nehmen. Damit Gottes Nähe nach unserem Tod sich uns als eine gnädige Nähe erweist.

Es ist im Blick auf unsere zukünftige Gemeinschaft mit Gott nicht gleichgültig, wie wir vor unserem Tod leben. Jesu Gleichnisse erzählen nicht von einer billigen Gnade und eben nicht davon, dass letztlich alle in den Himmel kommen.

Deshalb bleibt mit dem Gleichnis *„Von den klugen und törichten Jungfrauen“* eine Kröte zu schlucken:

Das Gleichnis erzählt mit seiner Metapher der verschlossenen Tür von Gericht und Verwerfung. Diese Metapher als Gottes endgültiges „Todesurteil“ zu deuten, ist schwer erträglich.

Da hätte und da habe ich offene Fragen an Jesus bzw. den Evangelisten:

Gerechtigkeit erfordert es, dass auch Gericht gehalten wird. Dem stimme ich zu.

Aber muss die Tür für die Törichten denn auf ewig verschlossen bleiben?

Wie steht diese Botschaft zur bleibenden Liebe und Treue Gottes?

Und wie steht diese Botschaft zu unserer reformatorischen Rechtfertigungslehre, nach der uns Gott seine Gnade, das Himmelreich und ewige Seligkeit schenkt, ohne dass wir dafür etwas zu leisten hätten?

III.3. Gottes Gnade fällt uns Menschen nicht einfach in den Schoß

(N und A im Gespräch)

Anne:

„Wir kommen alle, alle in den Himmel!“ heißt es in einem Kölner Schlager aus den 50er Jahren (Text: Kurt Feltz, Musik: Jupp Schmitz). Und in Karnevalszeiten lässt es sich nach ihm auch ganz wunderbar schunkeln und leicht angesäuselt einstimmen in den Refrain:

„Wir kommen alle, alle, alle in den Himmel,
weil wir so brav sind,
das sieht selbst der Petrus ein,
er sagt: Ich lass gern euch rein,
ihr ward auf Erden schon die reinsten Engelein!“

Mit nüchternem Kopf aber ist uns klar, dass unser Fühlen und Denken, unser Tun und Lassen oft alles andere als „engelgleich“ ist.

Wir sehnen uns zwar nicht zurück in Zeiten, als Theologie und Kirche die Menschen mit Horrorvisionen des göttlichen Endgerichts ängstigten. Oder mit der Androhung von qualvollen Höllenstrafen zu einem ihrer Meinung nach Gott-wohlgefälligen Leben drängen wollten. Aber sehnen wir uns deswegen nach einer Gnade Gottes, die keinen Unterschied macht zwischen Folterknecht und Folteropfer, zwischen Kriegstreibern und Friedensstiftern, zwischen Gewaltherrschern und wehrlosen Kindern?

Eine „billige Gnade“, die nach dem Tod den Tätern wie Opfern ganz unterschiedslos eine ewige Seligkeit zuspricht, widerspricht der Botschaft der Evangelien und eben auch der Botschaft unseres Gleichnisses. Und sie widerspricht auch meinem Verlangen nach einer ausgleichenden Gerechtigkeit.

Der Schweizer Theologe und Dichter Kurt Marti hat dieses Verlangen, das für mich ein unverzichtbarer Teil meines Auferstehungsglaubens ist, so auf den Punkt gebracht:

„das könnte manchen herren so passen
wenn mit dem tode alles beglichen
die herrschaft der herren
die knechtschaft der knechte
bestätigt wären für immer ...“
(Kurt Marti, Leichenreden, Radiusverlag Stuttgart)

Ich glaube, dass alle Menschen sich nach ihrem Tod vor Gott zu verantworten haben für die Entscheidungen und für die Gestaltung ihres Lebens.

In der Bildsprache unseres Gleichnisses ausgedrückt:

Wir haben uns dafür zu verantworten, ob wir für ausreichend Öl gesorgt haben, um das Leben für uns und für andere zu erhellen.

Ich hoffe, dass es Gott in diesem Prozess der Verantwortung nicht um kleinliche Abrechnungen oder gar um formale Religionszugehörigkeit geht. Sondern um Liebe, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, die wir in unserem Leben gesucht und die wir aneinander und füreinander getan haben.

Nikolaus:

Wir alle sind aber oft so töricht, dass wir Öl vergeuden oder vergessen und damit Schuld tragen an Dunkelheit in unserem Leben und im Leben anderer.

Gott sei Dank hat Jesus Christus uns das Vertrauen vorgelebt, dass wir Menschen grundsätzlich und ohne den Nachweis unserer Klugheit von Gott geliebt sind.

Wir Menschen müssen uns Gottes Liebe nicht durch unser eigenes Tun und Lassen und eben auch nicht durch unser kluges und vorausschauendes Verhalten verdienen.

In diesem Vertrauen auf die unverdiente Liebe Gottes verliert das Lebensmodell des „Leistungsmenschen“ seine Faszination und Verführungsmacht. Und das scheint mir auch in theologischen und religiösen Kontexten unverzichtbar:

Du musst dir die Liebe Gottes und die Liebe anderer Menschen nicht durch deine Leistungen oder deine Klugheit verdienen.

Und wenn du tausendmal schwächelst, versagst und in die Irre gehst, und wenn dir tausendmal das Öl für dein Lebenslicht ausgeht:

Gott kommt dir mit seiner Liebe immer wieder neu entgegen und **hält dir die Tür zur Gemeinschaft mit ihm offen.**

An diesem Punkt treibt mich mein Verständnis des „Evangeliums“ dazu, der Botschaft unseres Gleichnisses zu widersprechen!

Anne:

Aber wenn wir nicht für das Öl in unseren Lampen sorgen, dann können wir diese offene Tür vielleicht gar nicht erkennen?! Dann schließen wir uns vielleicht selber aus von der Gemeinschaft mit Gott?!

So wie du finde ich es abschreckend, wenn Menschen sich selbst und andere unter einen beängstigenden Leistungsdruck setzen im Blick auf das, was Gott von uns erwartet.

Aber mich stören auch theologische Sätze, die unsere menschliche Verantwortung völlig zum Verschwinden bringen und uns gleichsam als Marionetten Gottes darstellen.

Ich denke etwa an den Satz aus dem Heidelberger Katechismus:

„Gott schenkt den Menschen ewige Gerechtigkeit und Seligkeit allein um des Verdienstes Christi willen.“ (vgl. Heidelberger Katechismus Frage 21).

Für mich bleiben da schon einige nicht auflösbare Widersprüche zwischen einigen steilen Thesen unserer reformatorischen Rechtfertigungslehre und den Gleichnissen Jesu in den Evangelien.

Nikolaus:

Ich stimme zu: Einige steile Thesen unserer an Paulus orientierten Rechtfertigungslehre verlangen nach einer Ergänzung, um der je konkreten Wahrheit des Wortes Gottes auf die Spur zu kommen.

„Gott schenkt uns Menschen in Jesus Christus die offene Tür zur Gemeinschaft mit ihm.“

Dieser Satz bleibt für meinen Glauben unverzichtbar.

Aber er braucht auch für mich den ergänzenden Satz:

„Wir Menschen müssen uns selbst und unsere Mitmenschen für Gottes Geschenk öffnen.“

Im Bild des Gleichnisses:

Gott hat uns Lampen geschenkt, um mit ihnen das Leben auf dieser Welt zu erhellen.

Zugleich gilt:

Es liegt in unserer menschlichen Verantwortung, für das Öl in diesen Lampen Sorge zu tragen. Es gilt, mit nachhaltig brennenden Lampen Lebenswege so zu erhellen, dass Gottes heilsame Nähe mit Leib und Seele wahrgenommen werden kann.

IV. 10.10 – 10.15 Zwischenmusik (HABAKUK)

V. 10.15 – 10.28 Bibelarbeit Teil 2:

Was ist für dich und für mich das „Öl“, das Menschen für das Glück ihres Lebens und Sterbens brauchen?

V.1. Lebensfragen und Lebenserfahrungen, die uns klug machen (N und A im Gespräch)

Nikolaus:

In einem spannenden Buch über die Geschichte des Krebses als dem „König aller Krankheiten“ (Siddhartha Mukherjee, Der König aller Krankheiten. Krebs- eine Biographie, DuMont Verlag Köln 2015) habe ich einen mich berührenden Satz gefunden:

„Krebs ist eine fantastische Gelegenheit, das Gesicht direkt an die Fensterscheibe der eigenen Sterblichkeit zu drücken.“ (Satz von Jason Shindeev, zitiert nach a.a.O., S. 494)

Wir beide haben den vergangenen Sommer und deine Krebsdiagnose als eine solche Gelegenheit genutzt, um uns neu mit der eigenen Sterblichkeit auseinanderzusetzen und noch einmal klüger zu werden im Blick auf das, was wirklich zählt.

In der von dir schon eingangs erwähnten Begegnung Claudia Janssens mit Luise Schottroff sagt Luise Schottroff im Angesicht ihres nahenden Todes:

„Mein Sterbeglück ist, dass ich die Beziehungen zu mir nahen Menschen noch einmal ganz neu und ganz wunderbar erlebe. Nie hätte ich es für möglich gehalten, dass in unserer durchgetakteten Welt so viel Zuwendung möglich ist.“ (Claudia Janssen, a.a.O., S. 10)

Beziehungen zu uns nahen Menschengehören für mich ganz wesentlich zu dem „Öl“, das wir Menschen für das Glück unseres Lebens und Sterbens brauchen.

Und diese Beziehungen wollen im Leben gepflegt sein, damit sie im Sterben tragen.
Das wurde mir im vergangenen Jahr neu deutlich.
Ich bin dankbar, dass uns beiden jetzt offensichtlich doch noch ein längeres irdisches Beziehungsglück geschenkt ist und unser „Sterbeglück“ aktuell nicht ansteht.

Anne:

Ich auch. Vor allem bin ich dankbar, dass du unser Beziehungsglück durch deinen vorzeitigen Rücktritt vom Ratsvorsitz der EKD „gepflegt“ und mir im vergangenen Jahr so viel Zeit geschenkt hast.
Bei unseren Diskussionen und trotz mancher Kontroverse über die theologische Bewertung der Selbsttötung und über politische Regelungen zum assistierten Suizid sind wir uns doch darin einig:
Die beste Sterbehilfe, die Menschen einander geben können, ist Zeit füreinander.
Ist aneinander Anteil geben und nehmen, ist aufeinander hören und miteinander reden,
ist Berührung und Zärtlichkeit.

Neu klar geworden ist mir im vergangenen Jahr aber auch:

Mein Öl-Vorrat würde zur Neige gehen und meine Lampe nur noch ein sehr kümmerliches Licht geben, hätte ich nicht eine Hoffnung über den Tod hinaus.

„*Hoffen Sie auf ein Jenseits?*“, fragt Max Frisch. Und meine Antwort ist ein klares „Ja“.

Ich hoffe auf ein „Jenseits“, auf ein Leben nach dem Tod in einer anderen Qualität von Frieden und Gerechtigkeit als wir sie hier im „Diesseits“ erfahren und verwirklichen.

Diese Jenseits-Hoffnung hilft mir, mit meinen ganz privaten Todeserfahrungen zuversichtlich weiterzuleben.
Und sie gibt mir Kraft, mein politisches Engagement angesichts des immer neuen vorzeitigen und gewaltsamen Sterbens ungezählter Menschen durchzuhalten.

Für meinen Öl-Vorrat gilt:

Ich brauche die Verheißungen von Gottes neuem Himmel und Gottes neuer Erde.
Ich brauche den Glauben an „*Vergebung der Sünden und Auferstehung der Toten*“.
Ich brauche die Gewissheit: Der Tod ist nicht unser absolutes Ende, sondern eine offene Tür.

Dass unser Glauben, Hoffen und Lieben „bleiben“, also eine Zukunft über den Tod haben, das ist für mich unverzichtbares Öl für das Glück meines Lebens und Sterbens.

Nikolaus:

Auch ich kann ohne eine solche Jenseits-Hoffnung nicht denken, theologisch nicht, aber auch nicht politisch. Im Dankgottesdienst für das Leben von Philip Potter wurde uns ein Satz Philips mitgegeben, der auch meinen Öl-Vorrat neu aufgefüllt hat:

„*Wir Christen haben ein Transitvisum durch den Tod!*“ (zitiert nach der Ansprache von Pastorin Katharina Fenner)
Für mich macht dieser Satz deutlich, dass wir als Christinnen und Christen **dem Leben** verpflichtet sind, dem Leben vor und dem Leben nach dem Tod.

Wir erwarten Gottes Nähe im Diesseits und im Jenseits.

Deshalb kann Todesfurcht uns nicht lähmen, weder im Privaten noch im Politischen.

Deshalb können wir uns realistisch und zugleich zuversichtlich unserer irdischen Vergänglichkeit stellen. Wir können weiter für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung von Gottes Schöpfung eintreten, auch wenn Unfriede, Unrecht und Umweltkatastrophen immer wieder zu triumphieren scheinen.

„Beten und Tun des Gerechten“, darin liegt für mich die uns gebotene verantwortliche Sorge für das Öl.
Gottesliebe und Menschenliebe, spirituelle Einkehr und diakonischer Dienst halten unsere Lampen am Brennen, so dass Menschen die Nähe Gottes wahrnehmen können – auch heute in unserem säkularen Umfeld.

„Klug ist, wer in tätiger Hoffnung Gottes Nähe auf Erden erwartet und wahrnimmt!“ –

das ist für mich die zeitübergreifende Botschaft des Gleichnisses ‚Von den klugen und törichten Jungfrauen‘.

Oder um ein Bild-Wort vom Gleichnis aufzunehmen:

„Klug ist, wer verantwortungsbewusst für das Öl sorgt, das sein Licht am Brennen hält und ihm so ein von Gott gesegnetes Leben und Sterben ermöglicht!“

Kann man sich eine solche Klugheit eigentlich ein für alle Mal aneignen? Oder bleibt das ein lebenslanger Lernprozess? Mit Max Frisch gefragt:

„*Wann hast Du aufgehört zu meinen, dass Du klüger wirst, oder meinst Du's noch?*“

Anne:

Also ich war schon länger davon überzeugt, dass ich mit meiner Lebens- und Sterbens-Klugheit noch nicht an ein Ende gekommen bin. Auch nicht durch unsere intensiven Lebenserfahrungen im vergangenen Jahr.

Bei deinen exegetischen Anmerkungen und Gedanken zu unserem Gleichnis hast du in Anlehnung an die jüdisch-christliche Tradition gesagt:

Die Tora ist die von Gott geschenkte Lichtquelle für den Lebensweg von uns Menschen. Das „Öl“, das die Fackeln zum Leuchten bringt und für das wir Menschen Verantwortung tragen, ist das Befolgen der Gebote der Tora, also die tätige Frömmigkeit der Glaubenden.

Ich merke aber, dass ich beim Nachdenken über meine eigene verantwortliche Öl-Vorsorge gar nicht so sehr an mein aktives Tun denke. Für das Öl zu sorgen, das mein Lebensglück und Sterbeglück zum Leuchten bringt, das hat für mich doch mehr mit spirituellem Auftanken als mit tätiger Frömmigkeit zu tun.

Vielleicht bin ich an dieser Stelle doch mehr bei Luther:

Die guten Werke sind die Früchte eines guten Baumes.

Im Bild des Gleichnisses:

Die Vorsorge für das Öl ist für mich *das Hören* von Gottes Wort, *das Nachsinnen* und *im Herzen bewegen*. Das Tun des Wortes ist dann eher die Folge meiner leuchtenden Fackel.

Letzten Sommer habe ich mich einige Wochen damit auseinandersetzen müssen, dass ein aggressiver Brustkrebs mein irdisches Leben vielleicht abrupt beenden würde.

Worte und Texte wurden mir in diesen Wochen gleichsam zu einem Lebensmittel. Gesprochene Worte, geschriebene Worte, gesungene Worte.

Traditionelle und aktuelle Worte.

Mich ganz persönlich ansprechende Bibelworte, Gedichte, Liedertexte und Geschichten, aber auch Gespräche, Briefe, Mails und Handynachrichten.

Gottes Wort und Menschen Worte stärkten meine Gewissheit:

Ich kann leben und sterben in dem Glück, dass ich aufgehoben und geborgen bin in der Liebe von Menschen und von Gott.

Das Lesen, das Wirken-Lassen und das Nach-Empfinden von heilsamen Worten und Texten gehört und gehören für mich zu dem „Öl“, das meine Fackel am Brennen hält – nicht nur in schweren Therapiewochen.

Und dieses Öl können und wollen wir – anders als die klugen Jungfrauen in unserem Gleichnis – teilen und mitteilen, ohne dass dadurch unsere eigenen Fackeln verlöschen!

V.2. „Ich bin vergnügt, erlöst, befreit, Gott nahm in seine Hände meine Zeit“ (Nikolaus)

Zur „tätigen Frömmigkeit“ gehört für mich ein spirituelles Auftanken durchaus dazu.

Es geht in der Nachfolge Christi nicht allein darum, dass wir andere Menschen beglücken.

Es geht auch um unser eigenes Glück. Darum ist das sogenannte „Doppelgebot“ der Liebe ja eigentlich ein „Dreifachgebot“:

Jesus fordert uns auf Gott zu lieben, unseren Nächsten zu lieben und uns selbst.

Und ich stimme dir zu: Unser aktives Lieben und Handeln sind Antwort und Folge dessen, dass wir geliebt sind und für uns gehandelt wurde.

Weil wir Gottes liebevolle Nähe auf Erden erwarten und wahrnehmen, können wir ‚vergnügt, erlöst, befreit‘ leben und ‚furchtlos‘ auf unser Sterben zugehen. So wie der theologische Poet vom Niederrhein Hanns Dieter Hüscher uns zusagt:

*„Ich bin vergnügt
erlöst
befreit
Gott nahm in seine Hände
Meine Zeit
Mein Fühlen Denken
Hören Sagen
Mein Triumphieren
Und Verzagen
Das Elend
Und die Zärtlichkeit*

*Was macht dass ich so fröhlich bin
In meinem kleinen Reich
Ich sing und tanze her und hin
Vom Kindbett bis zur Leich*

Was macht dass ich so furchtlos bin

*An vielen dunklen Tagen
Es kommt ein Geist in meinen Sinn
Will mich durchs Leben tragen...* (H.D.Hüsch, Das Schwere leicht gesagt, Freiburg 1994, S.45)

Segen (Anne)

So segne uns Gott heute und an allen Tagen unseres Lebens
mit der Gewissheit und der Erfahrung:

Gottes Geist trägt mich „vom Kindbett bis zur Leich“
und Gottes Geist wird mich auch durch den Tod hindurch tragen!

Die Tür des Heils ist geöffnet.
Wir können uns und einander immer neu mit Öl versorgen
und unser Lebenslicht leuchten lassen – nicht nur hier auf dem Kirchentag.

VI. 10.28 – 10.30 Musik zum Ausklang (HABAKUK)